

Predigt am 2. Weihnachtstag 2017

Pastor Tobias Götting

Der Seher Johannes, der auf der Insel Patmos gefangen ist, schreibt:

„Danach sah ich, und siehe, eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen; die standen vor dem Thron und vor dem Lamm, angetan mit weißen Kleidern und mit Palmzweigen in ihren Händen, und riefen mit großer Stimme: Das Heil ist bei unserm Gott, der auf dem Thron sitzt, und bei dem Lamm! Und alle Engel standen rings um den Thron und um die Ältesten und um die vier Wesen und fielen nieder vor dem Thron auf ihr Angesicht und beteten Gott an und sprachen: Amen, Lob und Ehre und Weisheit und Dank und Preis und Kraft und Stärke sei unserm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“

Liebe Gemeinde,

in der Krise wächst die Hoffnung. Einmal wird sich alles ändern. Mit der Hoffnung ahnt der Seher Johannes eine gute Zukunft voraus. Gegen alles Vorfindliche. Er malt seine Hoffnungsbilder - als Gegenentwurf zu dem, was er erlebt. Es ist noch „nur“ ein inneres Bild, eine Utopie, ein Kein-Ort-Nirgends. Aber vielleicht ist es nicht „nur“ ein inneres Bild. Und selbst wenn es das wäre: Mag sein, es ist gar nicht egal, welche inneren Bilder wir haben, weil die auch unser äußeres Handeln prägen .

Als Johannes unseren Text, ja die ganze Offenbarung, die Apokalypse, aufschreibt, sitzt er in der Verbannung auf der Insel Patmos. Fern der Heimat, abgeschnitten von seinen Freunden und seiner Glaubensgemeinschaft.

Dem Kaiser hatte es gefallen, sich selbst als Gott verehren zu lassen - und alle, die dagegen festhielten, dass nur Gott allein anzubeten wäre, wurden

gefangengesetzt, drangsaliert oder umgebracht. Scheckliche Gegenwart. Damals. Und heute an vielen Orten keinen Deut besser...

In der Krise wächst die Hoffnung. Einmal wird sich das ändern. Einmal werden wir den Glauben an den Gott, der nicht mit Macht und Herrlichkeit daherkommt, sondern auch unter genau dem Gegenteil davon in dem Krippenkind, einmal werden wir ihn ungefährdet, unbedrängt anbeten können. Einmal wird es sein, träumt und sieht der Johannes, da werden wir aus der schlimmen und schmerzvollen Vereinzelung heraus kommen. Da werden wir eine große Schar sein, die niemand zählen kann. Einmal werden wir nicht mehr Unterdrückte, Gefoltete, Drangsalierte sein - sondern Lobende und Feiernde in der Nähe Gottes. Johannes' Hoffnungsvision drückt die Hoffnung so vieler aus, endlich unendlich nicht mehr zu einer gefährdeten kleinen Minderheit zu gehören. Endlich unendlich nicht mehr in die Vereinzelung gezwungen zu sein. Sondern Teil einer großen, starken und tragfähigen Gemeinschaft. Eine Gemeinschaft der Heiligen, die wissen, dass sie fehlbar sind und bleiben, die sich ihrer Gottesbedürftigkeit nicht schämen, die ihren Glauben als innere Leitplanke leben und die - so das Bild des Johannes - darum mit blütenweißen Gewändern angezogen werden, weil sie geglaubt haben, dass Jesus der Christus ist. Weil sie seinem bis zum Ende konsequent gegangenen Weg der Gewaltlosigkeit so gut sie es vermochten mitgegangen sind. Weil sie wie er daran geglaubt haben, dass Liebe mehr verändern kann, als alle Macht und Gewalt. Weil sie auch im Anderen einen Gedanken Gottes zu sehen versuchten und keinen Feind.

Einmal wird es sein - wann wird es so weit sein?

In der Krise wächst die Hoffnung. Kann die Hoffnung wachsen. Wer mag heute Bilder sehen, die denen des Johannes vielleicht ein wenig ähneln? Ich denke an diesem Weihnachtsfest an Christen in so vielen Ländern der Welt, die nicht wie wir einfach zusammenkommen und in einer - wenn auch gelegentlich mäßig - beheizten Kirche Gottesdienst feiern können. Die im

Geheimen ihre Bibel hervorholen und im Schein einer Kerze das Gotteswort lesen müssen, allein, immer in der Angst, entdeckt und verraten zu werden.

Manche von ihnen haben sich darum auf einen sehr weiten Weg gemacht, sind geflohen, um endlich zu einer Gemeinschaft zu gehören, die unbedrängt den Glauben an Jesus als dem Christus feiern darf. Und manche von Ihnen reiben sich verwundert die Augen, dass die Menschen im christlichen Abendland diese Freiheit - sagen wir mal ... durchaus etwas reduziert auslebt. Und dass gerade die, die sich dreist zum Retter des Abendlandes aufschwingen am Sonntag Morgen schon länger unentschuldigt gefehlt haben.

Wie auch immer: Nur jeder dritte Hamburger gab an, zu Weihnachten einen Gottesdienst besuchen zu wollen und das war vermutlich noch zu hoch gegriffen. Wenn wir am heiligen Abend hier etwa 1.000 Menschen zu Gast hatten, so war das wunderschön und jede und jeder war hoch willkommen - aber das war dann ungefähr ein Viertel all derer, die zu unserer Gemeinde gehören. Und darunter waren ja am Heiligabend und auch heute wieder liebe Menschen von weiter her - aus dem Rheinland, aus Dresden und anderswoher...

Doch zurück zu unserem Text.

In der Krise wächst die Hoffnung - so galt es zumindest bei Johannes, damals. Wie ist es heute, bei uns? Haben wir zu wenig Hoffnung, weil wir keine Krisen haben? Manche haben versucht uns eine Flüchtlingskrise anzudichten, aber davon vermag ich nichts zu sehen. Niemand hat einen Cent weniger erhalten, weil Deutschland Menschen aufgenommen hat, die vor Krieg und Terror und Hunger geflohen sind. Im Gegenteil. Noch nie ging es unserem Land insgesamt so gut. Keine Krise - keine Hoffnung?

Vor Kurzem stieß ich auf ein ziemlich dickes Buch eines Soziologen, Andreas Reckwitz. Er überschrieb es „Die Gesellschaft der Singularitäten.“ Das ist ein etwas langstieliges und vor allem komplett humorfreies Opus geworden, aber

mit einer interessanten Grund-These. Reckwitz schreibt:

„Wohin wir auch schauen in der Gesellschaft der Gegenwart - Was immer mehr erwartet wird, ist nicht das Allgemeine, sondern das Besondere. Nicht an das Standardisierte und Regulierte heften sich die Hoffnungen, das Interesse und die Anstrengungen von Institutionen und Individuen, sondern an das Einzigartige, das Singuläre.

Reiseziele etwa können sich nicht länger damit begnügen, Urlaubsziele der Massen zu sein. Es ist vielmehr die Einzigartigkeit des Ortes, die besondere Stadt mit authentischer Atmosphäre, die exzeptionelle Landschaft, denen das Interesse gilt.

Und, so führt Reckwitz fort, offerieren dann auch diverse Formate der psychologischen Beratung maßgeschneiderte therapeutische und spirituelle Angebote.

Der Durchschnittsangestellte mit Durchschnittsfamilie in der Vorstadt ist zur konformistisch erscheinende Negativfolie geworden.

Das spätmoderne Subjekt „performed“ sein „besonderes Selbst“ vor den Augen der Anderen, die zum Publikum werden.

Das Subjekt bewegt sich hier auf einem umfassenden sozialen Attraktivitätsmarkt, auf dem ein Kampf um Sichtbarkeit ausgetragen wird.

In der Spätmoderne, so die zentrale These in Reckwitz Buch, verliert die soziale Logik des Allgemeinen ihre Vorherrschaft an die soziale Logik des Besonderen. Dieses Besondere, das Einzigartige, als das, was nicht austauschbar und nicht vergleichbar erscheint, will ich mit dem Begriff der „Singularität“ umschreiben.

Wie gesagt das ganze kommt (leider) etwas humorfrei daher. Aber wenn ich der These des Buches nachgehe, fühle ich uns doch manchmal ziemlich genau ertappt. Es muss das Besondere sein. Ich konnte jetzt den ganzen Tag von Brautpaaren erzählen, denen ich gegenüber sitze und die vor lauter Wahn

des Besonderen gar nicht mehr merken und wissen, dass man auch einfach nur heiraten kann.

In der Krise wächst die Hoffnung. Ist unsere Zeit eine Zeit der Krise der Gemeinschaften? Sind wir überindividualisiert? Ist Singularität und die Jagd nach ihr ein Teil des Problems der großen Institutionen, damit auch der Kirchen?

In der Krise wächst die Hoffnung. Ich mag darum die Bilder, die Johannes uns vor Augen malt.

Und ich möchte zwei Grundnahrungsmittel der Hoffnung nennen aus unserem Text. Es sind das Gebet und die Gemeinschaft.

Das Gebet: Es ist die Stelle, an der man über die Widersprüchlichkeit der Welt und des Lebens hinauskommt. Keine philosophische Erklärung und kein theologisches System versöhnen uns mit den Widersprüchen unseres eigenen Lebens und mit der Dunkelheit Gottes. Das Gebet ist die Stelle, an der man weiter springt, als man springen kann. Was ich nicht in Worten und Argumenten sagen kann, das behaupte ich im Gebet. Dort preist man Gott für seine Güte und Treue, selbst wenn wir im Leben so Vieler seine Güte vermissen. Dort sagt man noch im Fallen die Worte des Psalms: „Du bist mein Fels, meine Hilfe, mein Schutz, dass ich gewiss nicht fallen werde“ (Ps.62). Dort und nur dort ist man gewiss, dass Gott uns auf grüner Aue weidet und uns zum frischen Wasser führt. Das Gebet ist die Stelle der kecken Hoffnung. Das Gebet schreibt uns die Hoffnung in unsere Seelen. Darum kann ich mir eine Kirche, ein geistliches Leben ohne Gebet nicht vorstellen. Es ist keine Flucht in die Innerlichkeit, sondern es ist eine Folge der Klarheit des Bewussten. Es ist eine Weise, die Lebenden und die Toten nicht aufzugeben.

Als zweites Nahrungsmittel der Hoffnung, die aus der Krise der Singularität

herauszuführen vermag, nenne ich die Gemeinschaft. Man kann nicht als Einzelner überleben. Unser großes Geschenk ist die Gemeinschaft. Wir sind nicht allein.

Wenigstens dabei zuzusehen, wie andere beten und hoffen können. Das leisten unsere gemeinsamen Gottesdienste, so gewöhnlich und wenig offenbarend sie auch sein mögen (im Gegensatz zu der Vision des Johannes). Es sind Glaubensverleiheinrichtungen. Die die Hoffnung wach halten. Eine Hoffnung, die aus der Gemeinschaft kommt und sie trägt. Nicht aus der Singularität und dem Besonderen, sondern aus dem Glaubenschwarzbrod, Sonntag für Sonntag neu ausgelegt und im Alltag weiter wirkend.

Der Himmel, der kommt, wird zum Bauplan der Welt, die ist. Er ist nichts völlig Anderes, er ist die Musik, die hier schon gespielt werden soll. Es soll im Himmel wie auf Erden sein und auf Erden wir im Himmel. Gottes Wille soll geschehen im Himmel wie auf Erden, wie die Bitte des Vaterunsers sagt. Himmel heißt nicht nur, eine Herkunft haben, es heißt nicht nur eine Zukunft haben. Es heißt, eine Arbeit auf der Erde zu haben. Die große Würde des Menschen: er ist nicht nur nacktes Spatzenjunges, das den religiösen Schnabel aufsperrt und auf die tägliche Gnadenfütterung Gottes wartet. Der Mensch ist Mitarbeiter und Koautor des Himmels; er ist Autor des Trostes, der Gerechtigkeit und des Friedens dieser Welt. Damit in den Krisen die Hoffnung wächst. Hoffnungsträger sind wir alle. Aufgeladen an der weihnachtlichen Hoffnungstankstellen: Der Krippe und den Bildern des Johannes von der Schar derer, die gemeinsam betet, glaubt, hofft und feiert.

Amen.